

Inhalt

Karolin Heckemeyer/Elke Gramespacher

Perspektiven auf geschlechtliche Vielfalt im Sport 5

Aufsätze

Ilse Hartmann-Tews/Diana Emberger/Birgit Braumüller

Visuelle Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen bei den Olympischen Sommerspielen 2000-2016 – Muster und Wandel der Geschlechterordnung in der Printmedienberichterstattung..... 25

Corinna Schmechel

Zwischenräume – die Sportumkleide als Raum praktischer Geschlechterpolitik im Sport..... 49

Judith von der Heyde

Hegemonialisierte Weiblichkeit – Eine Konzeptualisierung von Weiblichkeit in der Männerdomäne 65

Katrina Karkazis/Rebecca M. Jordan-Young

The Powers of Testosterone: Obscuring Race and Regional Bias in the Regulation of Women Athletes..... 83

Interview

Der Sport zwischen Geschlechterbinarität und geschlechtlicher Vielfalt..... 123

Interview mit Dr. Bettina Rulofs und Prof. Dr. Sandra Günter von Karolin Heckemeyer und Elke Gramespacher

Rezensionen

Stefanie Duttweiler

Wer gegen wen? Eine Analyse von Klassifikationsprozessen im Sport 139

Müller, Marion/Steuerwald, Christian (Hrsg.) (2017):

„Gender“, „Race“ und „Disability“ im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya.

Okka Zimmermann

Versagen der Kleinfamilie? 145

Mariam Irene Tazi-Preve (2017):

Das Versagen der Kleinfamilie. Kapitalismus, Liebe und der Staat.

Aufsatz aus dem offenen Call

Anne-Laure Garcia

**Von der Feminisierung zur Entmaskulinisierung – Epistemologische
Reflexion über das begriffliche Instrumentarium zur soziologischen
Erforschung vom Wandel der Geschlechterverhältnisse
in der Berufssphäre** 149

Autor*innen 169

**Bisher erschienene Titel
der Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien** 173

Ausgaben der Vorläuferin Freiburger GeschlechterStudien 174

Ilse Hartmann-Tews/Diana Emberger/Birgit Braumüller

Visuelle Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen bei den Olympischen Sommerspielen 2000-2016

Muster und Wandel der Geschlechterordnung in der Printmedienberichterstattung.¹

Zusammenfassung: Die besondere Bedeutung Olympischer Sommerspiele liegt in ihrer Größe und medialen Omnipräsenz. Alle vier Jahre treten seit den Spielen in Sydney 2000 über 10.500 Sportler und Sportlerinnen aus mehr als 200 Ländern in mehr als 30 Sportarten und 300 Wettbewerben gegeneinander an (Sports Reference 2016). Welche Formen und Modi die visuelle Kommunikation prägen, steht im Mittelpunkt der vorliegenden inhaltsanalytischen Forschung über die Sommerspiele 2000 bis 2016. Um das Spektrum der Printmedien in Deutschland abzubilden, wurden mit der Bild-Zeitung (BILD) ein Boulevardmedium und mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) ein Qualitätsmedium ausgewählt und insgesamt 3.394 Fotos analysiert. Zentrale Fragestellung ist hierbei, ob Sportlerinnen – wie in der Tagespresse – unterrepräsentiert sind, inwieweit in die Fotografien von Sportlern und Sportlerinnen eine mediale Konstruktion von Geschlecht eingelagert ist, sich hier stabile Muster zeigen oder sich im 21. Jahrhundert ein Wandel abzeichnet.

Schlagwörter: Olympische Spiele, Gender, Printmedien, Inhaltsanalyse, visuelle Kommunikation.

Visual Presentation of Athletes at the Olympic Summer Games 2000-2016 Patterns and Changes of Gender Order in the Coverage of Print Media

Abstract: The special status of the Olympic Games is based on their large scale and omnipresence in the media. Every four years since the games in Sydney, 2000 more than 10.500 sportsmen and women from more than 200 countries compete in more than 30 disciplines and 300 competitions. Studies about the visual coverage of sportsmen and sportswomen in print media often claim that female athletes are systematically underrepresented in the daily press, a fact that is less obvious in the coverage of mega events. The research questions are if there is an underrepresentation of sportswomen in the visual coverage of sportsmen and sportswomen and whether there is an embedded gender order in the visual communication. The sample comprises a total of 3,394 photos taken from the coverage of five Olympic Games (2000 to 2016) in two major national daily newspapers in Germany. This sample allows the study to answer the questions with regard to patterns and changes of visual construction of gender in sports media of the 21st century.

Keywords: Olympic Games; gender; print media, content analysis; visual communication.

Einleitung

Die Olympischen Spiele stellen im globalen Sportsystem den Höhepunkt im Wettkampf um die besten Leistungen und Anerkennung der besten Sportler und Sportlerinnen dar. Das Motto der Olympischen Spiele, *citius, altius, fortius* – *schneller, höher, stärker*, bringt die zentrale Handlungsorientierung des gesellschaftlichen Teilsystems Sport klar zum Ausdruck, nämlich die Kommunikation körperzentrierter Leistungssteigerung. Sie spitzt sich im Hochleistungssport in der Codierung von Sieg oder Niederlage von Gewinnen oder Verlieren zu (Stichweh 1990).

Die besondere Bedeutung der Olympischen Spiele liegt in ihrer Größe und medialen Omnipräsenz. Seit den Olympischen Sommerspielen 2000 in Sydney treten alle vier Jahre in einem kompakten, offiziellen Zeitraum von maximal 16 Tagen inzwischen über 10.500 Sportler und Sportlerinnen aus mehr als 200 Ländern in mehr als 30 Sportarten und 300 Wettbewerben gegeneinander an (Sports Reference 2016). Die enorme sportliche und gesellschaftliche Bedeutung der Olympischen Spiele wird durch die Medien verstärkt, so waren bspw. 2012 etwa 30.000 Medienvertreter*innen in London vor Ort, um von den Wettkämpfen zu berichten (Iportale 2012).

„Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.“ (Luhmann 1996: 9) Auch die Wahrnehmung von (Spitzen-) Sportlern und Sportlerinnen findet weitestgehend medienöffentlich statt. Hier, in den Medien, entstehen unter anderem gesellschaftliche Vorstellungen über Relevanz, Persönlichkeit und Leistung. An dieser Stelle, d.h. der medialen Sichtbarkeit von Sport, setzt die zentrale Fragestellung des Beitrags an: Wie werden Sportler und Sportlerinnen sichtbar gemacht, wie werden sie visuell inszeniert und inwieweit haben sich diese Bilder im 21. Jahrhundert, über die Olympischen Sommerspiele von Sydney (2000), Athen (2004), Peking (2008), London (2012) und Rio de Janeiro (2016), verändert?

Um theoriegeleitet empirisch fundierte Antworten auf diese Fragen zu entwickeln, wird zunächst der theoretische Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen die Inhaltsanalyse der visuellen Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen in Printmedien in Deutschland erfolgt ist.

Die mediale (Re-)Produktion der Geschlechterordnung im Sport – eine sozialkonstruktivistische Perspektive

In der Kommunikations- und Medienwissenschaft wird seit den 1970er Jahren zunehmend die Bedeutung von Geschlecht in Prozessen öffentlicher und medialer Kommunikation zum Gegenstand der Forschung gemacht. Viele Studien in diesem Kontext belegen eine eigene, geschlechtsgebundene Medienrealität (Lünenborg/Röser 2012). Die *Gender Media Studies* sind insbesondere im angloamerikanischen Raum prominent und haben auch die sozialwissenschaftliche Forschung zur medialen (Re-)Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen in der Sportberichterstattung beeinflusst (Bruce 2013; Rulofs/Hartmann-Tews

2017). Der Erkenntnisgewinn der *Gender Media Studies* leitet sich insbesondere aus einer sozial-konstruktivistischen Perspektive ab und basiert auf der Einsicht, dass die Geschlechterordnung ein gesellschaftliches Konstrukt ist, das je nach sozialem und historischem Kontext variiert und wandelbar ist. Geschlechterverhältnisse und die sie tragenden sozialen Strukturen und Machtverhältnisse werden in grundlegenden sozialen Mechanismen hergestellt und etablieren sich in Praktiken, Sprache und Bildern, mit denen die traditionelle Ordnung reproduziert, stabilisiert oder auch transformiert werden kann (Hirschauer 1994, 2001).

An dieser Konstruktion der Geschlechterordnung sind gesellschaftliche Systeme, wie der Sport, das Bildungssystem oder die Medien und die in ihnen handelnden Akteur*innen ganz wesentlich beteiligt. Im Rahmen des Mediensystems sind diese Konstruktionsprozesse vielschichtig. Die Journalist*innen müssen aus einer unüberschaubaren Vielfalt von Ereignissen und (Selbst-)Inszenierungen in dem beobachteten System selektieren, um dann in der Redaktion zu entscheiden, über welche (selektierten) Ereignisse, in welcher Form und in welchem Umfang berichtet wird. Sind die Medienprodukte auf dem Markt, selektieren die Rezipient*innen, entschlüsseln die Kommunikation und (re-)konstruieren Botschaften. Auch Sportler*innen selbst sind Teil dieses Konstruktionsprozesses, da sie sich für die Medien ‚in Szene setzen‘ und bestimmte Geschichten und Bilder zur Verfügung stellen.

Die externe Komplexität der Umwelt wird von den Journalist*innen in den nachrichtengebundenen Medienprodukten durch eine Vielzahl von Operationen entlang der Leitdifferenz Information/Nichtinformation reduziert (Luhmann 1996). Die Operationalisierung dieser Leitdifferenz in verschiedene Nachrichtenfaktoren erfolgt in Bezug auf die Sportberichterstattung in den Printmedien vor allem über sechs Faktoren (Loosen 1998). In erster Linie sind zum einen die ‚Tagesaktualität‘ eines Ereignisses relevant sowie zum anderen der ‚Erfolg‘ von Sportlern und Sportlerinnen, d.h. Siege und Rekorde auf (inter-)nationalem Niveau werden bei der Auswahl von Informationen eher berücksichtigt als mittelmäßige Leistungen (ebd.). Gleichzeitig spielt der ‚Nationalbezug‘ bzw. die räumliche Nähe des Ereignisses als Nachrichtenfaktor eine zentrale Rolle (ebd.). Insgesamt dominiert eine ‚Personalisierung‘ von Ereignissen, d.h. Journalist*innen wählen eher Ereignisse aus, die einzelne Sportler und Sportlerinnen berühren und weniger diejenigen, die die Strukturen oder Handlungen des Sportsystems betreffen (ebd.). Zu den weiteren, aber insgesamt weniger relevanten Nachrichtenfaktoren gehören Ereignisse mit ‚human interest‘ und solche, die ‚negative Elemente‘ enthalten, wie z.B. Misserfolge und Konflikte (ebd.).

Die Visualisierung von textgebundenen Informationen hat in den vergangenen Jahren an Bedeutung gewonnen und die bildliche Präsentation von Sportlern und Sportlerinnen gehört zu den zentralen Elementen des Sportjournalismus. Der Fotografie kommt in der medialen Kommunikation in zweierlei Hinsicht eine besondere Rolle zu. Zum einen haben Bilder eine hohe Glaubwürdigkeit und Authentizität. Aus diesem Wahrheitsanspruch leitet sich auch ihre zentrale Funktion ab, nämlich zu dokumentieren, dass etwas tatsächlich so (gewesen) ist. Zum anderen bindet die Fotografie durch die Unmittelbarkeit der

Corinna Schmechel

Zwischenräume – die Sportumkleide als Raum praktischer Geschlechterpolitik im Sport

Zusammenfassung: In diesem Beitrag werden Praktiken der konventionellen zweigeschlechtlichen Umkleideorganisation in ihrer Relevanz für die Sportpartizipation von LGBTI*-Personen hervorgehoben, um anschließend alternative Praktiken zu diskutieren. Es werden exemplarische Umkleide-Strukturpraktiken queerer Sportkontexte beschrieben, um aus einer emotions- und raumsoziologischen Perspektive deren Potentiale und Grenzen für Fragen der In- und Exklusion aufzuzeigen.

Schlagwörter: Umkleide; Zweigeschlechtlichkeit; queere Räume; Raumsoziologie; Emotionssoziologie.

Intervening space – the changing room as a space of practical gender politics in sports

Abstract: This paper first presents conventional binary-gendered changing rooms as highly relevant for the participation of LGBTI* in sports in order to then discuss alternative practices. The changing room practices of exemplary queer sports spaces will serve to illustrate the potential and limitations of investigating questions of in- and exclusion from a perspective informed by a sociology of emotion and a sociology of space.

Keywords: changing room; gender-binary; queer spaces; sociology of space; sociology of emotion.

Einleitung

Sport stellt sich als eine gesellschaftliche Sphäre dar, in welcher Zweigeschlechtlichkeit als grundlegendes Ordnungsprinzip unhintergebar erscheint. Von Trainingspraktiken, Team- und Ligastrukturen bis zu sogenannten ‚Geschlechtstests‘ wird unter dem Gebot der Fairness ein biologistisches binäres Geschlechterkonzept verteidigt. In diesem Sinne sind immanente und explizite Barrieren und Ausschlüsse im Sport sehr zentral. All das ist bereits bekannt und mitunter auch umstritten. In den folgenden Ausführungen wird eine weitere Materialisierung von Zweigeschlechtlichkeit thematisiert, welche sich nicht nur im wettkampforientierten Sport findet, sondern vom Reha- bis Hochleistungssport sämtliche Sportpraktiken durchzieht und dennoch in sportsoziologischen und anderen sozialwissenschaftlichen Betrachtungen des Sports wenig Beachtung findet: Es geht um Praktiken der Umkleideorganisation. Diese werden in ihrer Relevanz für die Sportpartizipation von LGBTI*-Personen hervorgehoben,

um anschließend alternative Modelle der all-gender-Umkleiden, basierend auf ethnografisch erhobenen Daten, aus einer emotions- und raumsoziologischen Perspektive zu beschreiben und Potentiale und Grenzen für Fragen der In- und Exklusion aufzuzeigen.

Vor dem Betreten der meisten Sporträume (Turnhallen, Fitnessstudios, ...) liegt die Nutzung der Umkleidekabinen. Diese sind für den Charakter eines Sportraumes ebenso zentral wie das Training selbst (siehe dazu das Kapitel „The Locker Room“ bei Alvarez 2008). Nach Roberta Sassatelli sind Umkleiden „liminal spaces“ (Sassatelli 2014: 50ff.) also Übergangsbereiche, die Räume und Praktiken des Sports von anderen abgrenzen und in welchen sich die Teilnehmenden entsprechend transformieren (z.B. durch den Wechsel von Kleidung, aber auch eine Art inneren ‚Einstellungswechsel‘). In ihrer Schwellengestalt sind sie damit u.a. auch Räume von Unsicherheit und Verletzlichkeit. Die architektonischen und organisatorischen Gegebenheiten machen sie zu Orten, welche weder ganz öffentlich noch ganz privat sind (Alberth 2016a), sondern eine recht private und vulnerable Praxis – sich zu entkleiden – in einem nur mäßig geschützten, halb-öffentlichen Raum erfordern. Denn obwohl es Türen gibt, die die Umkleide vom Rest der Institution trennen, obliegt es nicht der Kontrolle des oder der Einzelnen, wer wann den Raum betritt, da die Türen von diesen in der Regel nicht abgeschlossen werden können. Ferner befinden sich in der Umkleide auch fremde oder nur flüchtig bekannte Andere – sie nötigen also dazu, den eigenen Körper fremden Blicken auszusetzen, eine Form von Intimität mit weitgehend fremden Menschen zu teilen. Nicht wenige unangenehme bis gewaltvolle Erfahrungen aus dem Schul-, sowie dem Vereins- oder z.B. Fitnessstudiosport ereignen sich hier (siehe bspw. Alvarez 2008: 248-251). Dies gilt insbesondere für Menschen, deren Körper bestehenden Körperkonzepten in Bezug auf Geschlechtlichkeit nicht entsprechen, denn schon vor dem Eintritt in die Umkleidekabinen selbst steht üblicherweise eine rigide geschlechtliche Einteilung durch die geschaffene Notwendigkeit entweder in die Männer- oder die Frauen-Umkleide zu gehen – die Raumorganisation produziert zweigeschlechtliche Eindeutigkeit. Allerdings ist diese fragil und vulnerabel. So ist für Individuen mit Eintritt in eine der beiden Umkleiden nicht sichergestellt, dass sie auch entsprechend als Frau oder Mann anerkannt werden. Für Menschen mit geschlechtlich uneindeutigem Erscheinungsbild sind Umkleiden, ähnlich wie öffentliche Toiletten¹, immer wieder auch Orte, in denen sie abgewiesen und angegangen werden, weil sie in den Augen Anderer ‚falsch‘ sind. Binär strukturierte Umkleiden zwingen diese Individuen also nicht nur zu einer akuten praktischen Einordnung in ein Zweigeschlechtersystem, indem eine von zwei möglichen Umkleiden gewählt werden muss. Sie erfordern auch ein optisches Entsprechen eines von zwei Geschlechtern², um so der allgemeinen Unsicherheit – grundsätzlich könnte jederzeit eine ‚falsche‘ Person eintreten und die homosoziale Intimität stören – zu begegnen. Diese gleichgeschlechtliche Intimität kann einen homoerotischen Reiz des Raumes ausmachen, wie Erick Alvarez (2008) in seiner Studie zur schwulen Gym-Kultur darstellt. Sie führt in heteronormativen Kontexten mitunter gerade deshalb auch zu homophoben Abwehraggressionen

Judith von der Heyde

Hegemonialisierte Weiblichkeit

Eine Konzeptualisierung von Weiblichkeit in der Männerdomäne

Zusammenfassung: Dieser Beitrag geht der Frage nach, ob das Konzept hegemonialer Männlichkeit von Connell (1999) auf Weiblichkeit anwendbar ist. Eine praxistheoretische Herangehensweise an Geschlecht und Hegemonie kann dabei ihr Verhältnis zueinander analysierbar machen. Weiblichkeit ist nicht hegemonial, aber sie kann sich hegemonialisieren, wenn Frauen hegemoniale Praktiken anwenden und diese mit ihrer Weiblichkeitspraxis vereinbar sind. Das ist vor allem dann möglich, wenn der Kontext, in dem sie handeln, ein von Hegemonie geprägter ist. Bezugnehmend auf eine ethnographische Studie, die zwei Frauen in einer sonst aus männlichen Mitgliedern bestehenden Gruppe von Fußballfans fokussiert, wird dieser Beitrag die hegemonialisierte Weiblichkeit theoretisieren.

Schlagwörter: doing gender; Praxistheorie; Geschlechterverhältnis; hegemoniale Männlichkeit; Weiblichkeit.

Hegemonized Femininity – Conceptualizing Femininity in a Male Domain

Abstract: This article examines whether Connell's concept of hegemonic masculinity (1999) is applicable to femininity. A Practice theoretical approach to gender and hegemony can make the relationship between gender and hegemony analyzable. Femininity is not hegemonic, but it can hegemonize if women use hegemonic practices that are compatible with their femininity practices. This is especially possible if the context in which they act is one of hegemony. Referring to an ethnographic study focusing on two women in an otherwise all-male group of footballfans, this article will theorize hegemonized femininity.

Keywords: doing gender; Practice Theory; Gender relation; Hegemonic Masculinity; Womanhood.

Einleitung

Mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit hat Connell (1999) eine Möglichkeit entwickelt, Männlichkeiten gesellschaftsrelevant zu differenzieren. Zwar lässt sich mit Meuser auch von einem Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit sprechen, denn hegemoniale Männlichkeit ist als „historisch-bewegliche Relation“ zu verstehen (Meuser 2010; vgl. Connell 1999). Dennoch wird das theoretische Konzept selbst noch immer rezipiert und genutzt (vgl. Meuser 2010). Obwohl Geschlechtlichkeit immer relational gedacht wird, liegt ein ähnliches Konzept für Weiblichkeiten und/oder Frau-Sein bisher interessanter Weise nicht vor. „We consider that research on hegemonic masculinity now needs to give much closer attention to the practices of women and to the

historical interplay of femininities and masculinities“ (Connell/Messerschmidt 2005: 848). Das Zitat von Connell und Messerschmidt ernstnehmend, möchte ich in diesem Beitrag mithilfe eines empirischen Blicks auf Fußball und seine Fans, als eine sogenannte Männerdomäne und den Frauen, also den weiblichen Fans in dieser, diskutieren, welche Möglichkeiten das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit selbst für die Konzeption von Weiblichkeit(en) bietet, und darstellen, dass sich Weiblichkeit intrageschlechtlich differenziert und hierarchisiert.

Fußball und seine Fankulturen lassen sich vor allem im europäischen Diskurs als Ort männlicher Praxis verstehen (vgl. Pfister et al. 2001; Sülzle 2011; von der Heyde 2018a)¹, obwohl Frauen selbst Teil davon waren, in dem sie ebenfalls als Zuschauerinnen und Fans zu den Fußballspielen gehen und am Geschehen interessiert waren und sind (vgl. Selmer 2004). Das hat nicht zuletzt auch mit einem tradierten Bild von verräumlichter Geschlechtlichkeit (vgl. Yüksel 2017) zu tun, wenn Frauen gesellschaftlich eher das Innen resp. das Private, also das Häusliche zugeordnet wird, Männern hingegen die Öffentlichkeit (vgl. Lefebvre 1991) und damit verbundene Zugänge zu freizeithlichen Aktivitäten (vgl. Pope 2012). Fußball, auch Fußballfankultur, kann also als Geltungsbereich männlicher Herrschaft (Bourdieu 1997) oder einer männlichen Hegemonie (Connell 1999; Hearn 2013) gesehen werden. Die Betrachtung der Frauen, die dennoch Teil dieser Männerdomäne sind, und das ist zentral für diesen Aufsatz, kann dazu beitragen, Weiblichkeit nicht nur intrageschlechtlich ausdifferenzieren, sondern ebenfalls die Relationalität von Weiblichkeit und Männlichkeit weiter auszuformulieren. Dabei wird sichtbar, welche Bedeutung Weiblichkeit für Männlichkeit hat und umgekehrt und wie genau sich Geschlecht innerhalb männlicher Herrschaft konstruiert.

Mithilfe eines praxistheoretischen Blicks auf Geschlecht mache ich im Folgenden deutlich, wie Weiblichkeit im Verhältnis zu einer hegemonialen Ordnung von Männlichkeit gedacht werden kann, ohne sie bloß als bedeutsames Anderes oder das betonte Gegenüber zu begreifen. Dafür werde ich das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit von Connell skizzieren. Darauf folgend möchte ich den hier genutzten Begriff von Praxis einführen und ihn für die Geschlechterforschung nutzbar machen. Anschließend werde ich anhand der Ergebnisse aus meiner ethnographischen Forschung diskutieren, ob das Konzept Hegemonialer Männlichkeit für Geschlechterpraktiken insbesondere Weiblichkeitspraxis denkbar und konzeptionierbar ist.

Hegemoniale Männlichkeit und Weiblichkeit

Das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit von Connell (u.a. 1999) ist eines der meistgenutzten Theorieangebote, um Männlichkeit zu fassen. Der Terminus der Hegemonie geht auf Gramsci zurück und „bezieht sich auf die gesellschaftliche Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält“ (Connell 1999: 98). Bedeutsam dabei ist die Akzeptanz der Hegemonie durch die Beherrschten bzw. untergeordneten Gruppen, die auch dadurch entsteht, dass die hegemoniale Gruppe

Katrina Karkazis/Rebecca M. Jordan-Young

The Powers of Testosterone: Obscuring Race and Regional Bias in the Regulation of Women Athletes*

Abstract: Using strategies from critical race studies and feminist studies of science, medicine, and the body, we examine the covert operation of race and region in a regulation restricting the natural levels of testosterone in women athletes. Sport organizations claim the rule promotes fair competition and benefits the health of women athletes. Intersectional and postcolonial analyses have shown that “gender challenges” of specific women athletes engage racialized judgments about sex atypicality that emerged in the context of Western colonialism and are at the heart of Western modernity. Here, we introduce the concept of “T talk” to refer to the web of direct claims and indirect associations that circulate around testosterone as a material substance and a multivalent cultural symbol. In the case we discuss, T talk naturalizes the idea of sport as a masculine domain while deflecting attention from the racial politics of intrasex competition. Using regulation documents, scientific publications, media coverage, in-depth interviews, and sport officials’ public presentations, we show how this supposedly neutral and scientific regulation targets women of color from the Global South. Contrary to claims that the rule is beneficent, both racialization and medically-authorized harms are inherent to the regulation.

Keywords: health; hyperandrogenism; racialization; sex and gender; science; sport; T talk; violence.

Die Macht des Testosterons: Wie die Regulierung weiblicher Athletinnen *race* und regionale Voreingenommenheit verschleiert

Zusammenfassung: Mit Strategien, mit denen auch die critical race studies sowie feministische Analysen an Wissenschaft, Medizin und Körper herantreten, untersuchen wir mit Blick auf die verdeckte Anwendung der Kategorien *race* und Region die Regulierung, welche die natürliche Menge an Testosteron bei weiblichen Sportlerinnen beschränkt. Sportorganisationen postulieren, diese Regelungen förderten den fairen Wettkampf und die Gesundheit von Sportlerinnen. Intersektionale und postkoloniale Analysen zeigen, dass die ‚Infragestellung‘ des Geschlechts bestimmter Sportlerinnen mit rassifizierten Urteilen über Geschlechts-Atypizität verknüpft sind, welche im Kontext des westlichen Kolonialismus entstanden und zentral für die westliche Moderne sind. Hier führen wir das Konzept des „*T Talks*“ ein, um auf das Netz von direkten Forderungen und indirekten Assoziationen zu verweisen, welches um Testosteron als materielle Substanz und multivalentes kulturelles Symbol zirkuliert. Im hier untersuchten Fall dient *T Talk* der Naturalisierung der Vorstellung von Sport als männlicher Domäne und lenkt damit von der rassialisierten Politik des intrageschlechtlichen Wettkampfes ab. Anhand von Regeldokumenten, wissenschaftlichen Publikationen, Medienberichterstattung, ausführlichen Interviews sowie öffentlicher Äußerungen von Sportfunktionären zeigen wir, wie diese vermeintlich neutrale und wissenschaftliche Regulierung sich besonders gegen Women of Color aus dem Globalen Süden richtet. Entgegen der Behauptung, dass die Regelung vorteilhaft sei, gehen sowohl Rassifizierung als auch medizinisch autorisierte Nachteile mit ihr einher.

Schlagwörter: Gesundheit; Hyperandrogenismus; Rassifizierung; sex und gender; Wissenschaft; Sport; *T Talk*; Gewalt.

Prelude 1: Olympic Summer Games, Rio de Janeiro, 2016

Long after the last competitor left Rio, a decidedly un-Olympic image haunted our memories.¹ At the finish line of the women's 800-meter final, South African runner Caster Semenya extends her arms to fellow competitors Melissa Bishop of Canada and Lynsey Sharp of Great Britain, who are locked in a tight embrace. Semenya has just won the gold; Sharp has placed sixth and Bishop has taken fourth. The two disregard Semenya's gesture, remaining closed in one another's arms.

The photo was a sad endnote to a vitriolic media uproar that had raged intermittently for years and especially during the month leading up to the race, sounding unfairly on Semenya's right to compete. For the seven years since the International Association of Athletics Federations (IAAF) broke their own confidentiality policy and confirmed it was investigating her under its ad hoc "gender verification" policy, Semenya has endured relentless hostility and a deluge of cruel harassment from both traditional and online media. Of the investigation, she has said, "I have been subjected to unwarranted and invasive scrutiny of the most intimate and private details of my being" (Associated Press 2010). In intervening years, the extraordinary scrutiny from journalists and the public has persisted. A security team was reportedly provided for her in Rio due to concerns the hostility might turn violent (Brook 2016). South Africa as a nation pushed back with #handsoffcaster and a petition to stop bullying created by "People against racist bullies" (Amandla Awethu 2016).

Semenya is the world's most scrutinized and violated athlete despite having done nothing wrong. She has neither doped nor cheated. She also had the support of the Court of Arbitration for Sport (CAS), the world's highest adjudicating body for sport (CAS 2015). A year earlier, CAS slapped a two-year suspension on the IAAF regulation that, along with an analogous regulation adopted by the International Olympic Committee (IOC), places a ceiling on a woman athlete's natural testosterone (T) level (IAAF 2011; IOC 2012).² IAAF and IOC officials claim that high T is a "male" trait, that T is the "main reason" men generally outperform women in tests of strength and speed, and that women with high T (whom they call "hyperandrogenic") therefore have an "unfair" advantage over their competitors.³ Under the regulation, if a woman athlete's natural T level is deemed by the IAAF to give her "unfair" advantage, she must lower it through surgery or drugs, or forego competing forever.

But when teenaged Indian sprinter Dutee Chand challenged the same IAAF regulation in 2015, the arbitrators at CAS ruled in her favor. They found that the IAAF had failed to demonstrate that the policy was scientifically justified. The IAAF had not provided sufficient evidence that female athletes with T levels in the "male range" have a performance advantage over their peers with lower T levels that is comparable to the 10-12 percent advantage that men typically have over women. The arbitrators suspended the regulation for two years, allowing the IAAF this period to return to CAS with sufficient scientific evidence, or else the policy would be void.

Semenya was first targeted in fall 2009, fifteen months before this T regulation took effect. The agreement between Semanya and the IAAF that allowed her to return to competition in 2010 has never been released. Nevertheless, the ire of those unhappy with the suspension of the regulations has been focused squarely on Semanya. She is the athlete they single out as supposedly proving not only the need for a regulation, but T's unparalleled role in athletic performance (e.g., McRae 2016; O'Sullivan 2016). Observers have attributed her athleticism to a single molecule – testosterone – as though it alone earned her the gold, undermining at once her skill, preparation, and achievement.

In writing of Semanya, we risk repeating the problems raised so eloquently by Neville Hoad and Keguro Macharia including our own “participat[ion] in an ongoing spectacularization” (Macharia 2009). Hoad questions

broaching the topic at all. Caught in a double demand to resist spectacularizing Semanya in the long and intractable representational history of racialized and sexualized African bodies, and a participation in a LGBTQ praxis of freedom that wants to render visible and celebrate gender variance (here the speed, grace, power and beautiful butchness of Semanya), finding an ethical entry into the question of Caster Semanya becomes difficult. (2010: 398)

Feeling this double bind, in an earlier piece, we included a discussion of Semanya that soon thereafter filled us with deep regret for our complicity in this spectacularization (Karkazis et al. 2012). Among other harms, we made repeated references to her “case” – a distancing, medicalizing and, ultimately, dehumanizing way to refer to her. In this paper, we felt that no mention of her might serve as a cultural lobotomy that was equally distancing. We thus decided to do so in a way that resists the dominant story with counternarratives, details, and context that seek to underscore the human(s) at the core of this regulation without recapitulating harm and without erasing what is ugly and painful here that requires daylight.

On the eve of the 2016 Summer Olympics, IAAF president Sebastian Coe announced that the organization would challenge the suspension of the regulation (Guardian Sport 2016), repeating this avowal just before the 800meter finals with a timing that seemed specifically aimed to cast doubt on Semanya's right to compete. “We were surprised by the CAS decision, and I think the IOC was too,” Coe said after a meeting of the IAAF Council. “We are looking again at this issue and will be talking to CAS at some time over the next year” (Rowbottom 2016). Coe immediately followed this statement with a half-hearted reminder that “these are human beings,” likely knowing that his comments would throw into question not only Semanya's participation but possibly others' too. With a tinderbox left smoldering, one breath of accusation was all that was needed to reignite the “debate.” As if determined to maintain a veil of suspicion over these athletes, Coe subsequently made similar pronouncements during both the 2017 Asian Athletics Championships held in Chand's hometown of Bhubaneswar, India and the 2017 World Championships in Athletics held in London.

Der Sport zwischen Geschlechterbinarität und geschlechtlicher Vielfalt

Ein Interview mit Dr. Bettina Rulofs (Deutsche Sporthochschule Köln, DE) und Prof. Dr. Sandra Günter (Leibniz-Universität Hannover, DE), geführt von Karolin Heckemeyer und Elke Gramespacher (beide: Pädagogische Hochschule FHNW, CH)

Das im Folgenden abgedruckte Gespräch fand 2018 im Rahmen der 25. Jahrestagung der Kommission Geschlechterforschung der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (dvs) an der Universität Wuppertal statt. Bettina Rulofs ist stellvertretende Leiterin des Instituts für Soziologie und Geschlechterforschung an der Deutschen Sporthochschule Köln (DSHS). Sie forscht zu Fragen sozialer Ungleichheit, Geschlecht und Diversität und arbeitet seit vielen Jahren zum Thema sexualisierte Gewalt und deren Aufarbeitung im Sport. Sandra Günter ist Professorin für Sportsoziologie und die Kulturgeschichte von Körper, Bewegung und Sport am Institut für Sportwissenschaft der Leibniz-Universität Hannover (LUH). Aus historischer, soziologischer sowie postkolonialer Perspektive forscht sie u. a. zu Geschlechter- und Körperkonstruktionen im Feld des Sports. Gemeinsam mit Gabriele Sobiech veröffentlichte sie 2017 den Sammelband „Sport & Gender – (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung“ (VS Verlag). Karolin Heckemeyer und Elke Gramespacher führten das Interview als Herausgeberinnen des vorliegenden Bandes der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*.

Karolin Heckemeyer: *Bettina und Sandra, vielen Dank zunächst, dass ihr euch Zeit für dieses Gespräch nehmt. Ihr seid beide seit langer Zeit in die sportwissenschaftliche, wir können vielleicht auch sagen in die sportbezogene Geschlechterforschung involviert. Welche geschlechtertheoretischen und geschlechterforscherischen Themen und Perspektiven kommen euch ad hoc in den Sinn, wenn ihr an die Disziplin denkt? Welche Themen und Perspektiven verbindet ihr damit?*

Bettina Rulofs: Was ich ganz zentral mit der sportbezogenen Geschlechterforschung verbinde, so wie wir – und vor allem Ilse Hartmann-Tews – sie in Köln über die Zeit entwickelt haben, ist die sozialkonstruktivistische Geschlechterforschung, die in den Blick nimmt, wie Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen im Sport konstruiert werden und wie damit verbunden das System der Zweigeschlechtlichkeit auf verschiedensten Ebenen des Sports aufrechterhalten wird und hinterfragt werden muss (z.B. Hartmann-Tews et al. 2003). Wir haben

uns diesen Zusammenhängen zunächst sehr stark über Medienanalysen genähert. Denn mediale Repräsentationen des Sports sind insofern sehr wirkmächtig, als dass sie immer auch symbolische Repräsentationen sind, die von Vielen rezipiert werden. Und wir haben versucht, anhand dieser Mediendarstellungen die Geschlechterordnung im Sport zu analysieren (Rulofs/Hartmann-Tews 2017). Ein durchgängiger Befund dabei war und ist, dass Frauen in medialen Darstellungen des Sports stark marginalisiert sind. Und das ist ein Befund, der schwer wiegt, wie ich finde. Angesichts der deutlichen Unterrepräsentanz von Athletinnen in den Medien könnte man nach wie vor zu dem Fazit kommen: Frauen sind das zweite oder das defizitäre Geschlecht im Sport. Dass das immer noch so ist, liegt – und das verdeutlicht die eben angesprochene konstruktivistische Perspektive – an Prozessen, die dem Sport immanent sind, so zum Beispiel an der ursprünglich männlichen Konnotation des Sports. Diese führt zum Beispiel im medialen Produktionsprozess zu der grundlegenden Annahme, dass Sport in den Medien hauptsächlich von Männern rezipiert wird, so dass sich Journalisten und Journalistinnen schon bei der Produktion von Medien darauf einstellen, ein überwiegend männliches Publikum erreichen zu wollen und so weiter. Das ist nach wie vor etwas sehr Wirkmächtiges.

***KH:** Würdest Du sagen, dass sich die mediale Repräsentation des Sports und die damit verbundenen Fragestellungen, die ihr in Köln an der DSHS untersucht habt, dennoch über die Zeit verändert haben?*

BR: Auf jeden Fall, das haben sie. Also es gibt bestimmte Grundfragestellungen, die in unseren Studien immer mitlaufen; zum Beispiel die Frage der quantitativen Repräsentanz. Das ist zwar eine Frage, die nicht per se ein konstruktivistisches Analysepotential enthält, die aber dennoch bedeutsam ist. Darüber hinaus ist aber auch die Frage nach der Art und Weise, also nach der Qualität der Präsentation der Geschlechter in den Medien wichtig. Und da sind Veränderungen beobachtbar. Das haben wir auch in Publikationen hervorgehoben (z.B. Rulofs/Hartmann-Tews 2017). Ich denke da beispielsweise an die stark sexualisierte Darstellung von Sportlerinnen, die in den letzten Jahren durchaus zurückgegangen ist – zumindest in der klassischen Sportberichterstattung, also in den Printmedien und in der Fernsehberichterstattung. Was aber nach wie vor fehlt, sind Analysen, die sich stärker mit dem Bild des Sports in den sozialen Medien beschäftigen und sich in diesem Zusammenhang auch Geschlechterrepräsentationen genauer anschauen. Da gibt es bisher zum Beispiel Untersuchungen, die aufzeigen, dass gerade dort stärkere Differenzkonstruktionen greifen (z.B. Bruce 2013; Trültzsch 2011).

***Elke Gramespacher:** Habt Ihr auch jugendkulturelle Zeitschriften oder Journalismen wie zum Beispiel die BRAVO-Sport mituntersucht?*

BR: Bei uns am Institut haben tatsächlich schon einmal Studierende in Abschlussarbeiten die BRAVO-Sport analysiert und zwar mit dem Befund, dass dort fast ausschließlich männliche Fußballspieler vorkommen. Zugespitzt for-

Anne-Laure Garcia

Von der *Feminisierung* zur *Entmaskulinisierung*

Epistemologische Reflexion über das begriffliche Instrumentarium zur soziologischen Erforschung vom Wandel der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre

Zusammenfassung: Basierend auf der Tradition französischer Epistemologie thematisiert dieser Beitrag die Durchlässigkeit zwischen Alltags- und Wissenschaftswissen. Auf der Grundlage des Konzepts des ‚epistemologischen Bruchs‘ werden humanmedizinische und sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen betrachtet, in denen der Begriff der Feminisierung verwendet wird, wobei beleuchtet werden soll, inwiefern er ein ‚Erkenntnishindernis‘ (Gaston Bachelard) darstellt. Anschließend an diese epistemologische Reflexion wird ein neues begriffliches Instrumentarium zur soziologischen Erforschung des Wandels der Geschlechterverhältnisse in der Berufssphäre skizziert, nämlich die Unterscheidung von drei *Entmaskulinisierungstypen*.

Schlagwörter: Feminisierung; Medizin; Arbeit; Soziologie; Epistemologie.

From *Feminization* to *Devirilization*

Epistemological reflections on a conceptual framework for the sociological exploration of changing gender relations in the occupational sphere

Abstract: On the basis of French epistemological traditions, the paper discusses the permeability of common knowledge and scientific knowledge. Based on the concept of ‘epistemological rupture’ it focuses on medical and socio-scientific publications, which use the notion of feminization, highlighting to what extent this term can be qualified as an ‘epistemological obstacle’ (Gaston Bachelard). This epistemological reflection is then used to outline a conceptual framework for the sociological exploration of changing gender relations in the occupational sphere in the form of three *Types of Devirilization*.

Keywords: Feminization; medicine, work; sociology; epistemology.

Die Sprache als Erkenntnishindernis in der französischen Epistemologie

In Frankreich hat sich seit dem späten 19. Jahrhundert eine wissenschaftstheoretische Tradition herausgebildet, die Soziolog*innen vor den Risiken der Vertrautheit mit dem gesellschaftlichen Untersuchungsfeld warnt. Eine wissenschaftliche Haltung setzt demnach eine Distanzierung von vertrauten sozialstrukturellen und kognitiven Konstellationen voraus (vgl. Garcia/Dietzsch 2018). Eine solche epistemologische Wachsamkeit erfordert insbesondere ein Sich-Entziehen der „Macht der Sprache“ (Bourdieu/Chamboredon/Passeron 2011: 24) und rechtfertigt es, Begriffe unter die Lupe zu nehmen, die sich zwi-

schen den Gebieten des reflexiven Denkens und den Gebieten des spontanen Theoretisierens hin und her bewegen.

Schon in Émile Durkheims (1858-1917) Schriften wird die These formuliert, dass Wissenschaftlichkeit in der Soziologie nur gewährleistet sein kann, wenn sich Forschende vor dem Beginn ihrer Arbeit vom über Generationen hinweg stabil bleibenden ‚Kollektivbewusstsein‘ lösen. Mit anderen Worten: Die Grundvoraussetzung der Untersuchung sozialer Tatsachen sei, dass sich die Wissenschaftler*innen von der sozialen Welt distanzieren und sich von vor-reflexivem Denken trennen. Der Bruch mit den Vorbegriffen, die durch das in der Sozialisation sedimentierte Vorwissen geprägt sind, ist Durkheim zufolge unabdingbar, denn es mache Soziolog*innen möglich

sich [...] in den geistigen Zustand [zu] versetz[en], in welchem sich der Physiker, Chemiker und Physiologe befindet, sobald er an einen noch unerforschten Gegenstand herangeht. Er muss beim Vordringen in die soziale Welt das Bewußtsein haben, daß er ins Unbekannte dringt; er muß sich angesichts von Tatsachen fühlen, deren Gesetze ebenso unerwartet sind, als es die des Lebens waren, als es noch keine Biologie gab; er muß sich auf Entdeckungen vorbereiten, die ihn überraschen und außer Fassung bringen werden. (Durkheim 1984: 91)

In seinem Glauben an die Wissenschaftlichkeit der Naturwissenschaften blieb aber Émile Durkheim dafür blind, dass die im Rahmen von naturwissenschaftlicher Forschung entstandenen Begriffe möglicherweise auch von vorbestehenden Einteilungen und Hierarchisierungen geprägt sind – und dass sie sogar an ihrer Naturalisierung beteiligt sein können.

Dieses Problem der Verwurzelung der wissenschaftlichen Begriffe in Vorbegriffen wird jedoch in den wissenschaftstheoretischen Schriften von Gaston Bachelard (1884-1962) erkannt. Die Sprache gehört nämlich seiner Ansicht nach zu den Erkenntnishindernissen, die er in seinem Werk *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes* als „Trägheitsfaktor für den Geist“ (Bachelard 1984: 48) definiert. In seiner sich durch eine „bruchhafte Wissensdynamik“ (Diaz-Bone 2007) auszeichnenden Theorie plädiert Gaston Bachelard für die Erzeugung einer Diskontinuität zwischen Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen, die er als Voraussetzung für innovatives Forschen und neue Erkenntnisse versteht. Eines der Gefängnisse, aus dem der wissenschaftliche Geist ausbrechen muss, um sich entfalten zu können, ist die *Doxa*. Den *sensus communis* betrachtet er als ein grundlegendes Hindernis, von dem es sich zu lösen gilt, weil er allgemeine Wahrnehmungsschemata anbietet und verführerische Erklärungsansätze liefert. Bisher verwendete wissenschaftliche Begriffe sollten daher neu reflektiert werden, damit sich keine alltäglichen Annahmen unbemerkt als Selbstverständlichkeiten in das wissenschaftliche Denken einschreiben.

Einer der Wege zu einer solchen ‚stillen Ansteckung‘ ist die Sprache, da sie die Kognition vorstrukturiert. Dieses Hindernis tritt vor allem in der Verwendung von Begriffen zutage, die im Alltag vertraut sind, und die latent eine Wahrnehmungsstruktur transportieren: